Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 27

Artikel: Der Engelwirt

Autor: Strauss, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639518

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

untersucht und das Bild der Mutter entdeckt. Sie brachte das Bild Herrn Witkop, der es alsbald, Gebot erbittend, in die Höhe hob.

Herbert war geradezu bestürzt, als er das Bild seiner Mutter in der Hand des Versteigerers gewahrte, das in der frivolen Gesellschaft einem albernen Spiel zum Opfer gebracht werden sollte. Er erhob heftig Einspruch, aber seine Stimme ging im Gejohle der Umstehenden unter. Wild brach er sich Bahn und wollte das Bild der hocherhobenen Hand entreißen. Man zerrte ihn zurück.

„Es ist das Bild meiner Mutter. Was wollt ihr damit?"

„Seht den Schlauberger," lachte jemand breit, „er ist erkannt."

„Gucken Sie mal Ihrem Freund auf die Finger, Fräulein Lilo. Er steckt Bilder anderer Mädchen ein und sagt, es seien die von Urahne, Großmutter, Mutter und Kind."

„Eine Mark zum ersten!"

Das Bild sollte ein anderer mit unkeuschen Augen entweihen, mit schmutzigen Fingern berühren? Nein, das durfte nicht sein!

Ganz verstört, ohne zu überlegen, sagte er: „Zwanzig Mark!"

Gewieher erhob sich: „Er zahlt für das Bild seiner Mutter zwanzig Mark!"

„Fünfundzwanzig!" bot jemand, der wohl den Spaß verlängern wollte.

„Dreißig!" hielt Herbert dagegen.

„Lilo, geben Sie acht, Ihre Schwiegermama wird Sie in der Schönheitskonkurrenz besiegen!"

„Zweiunddreißig Mark!" lautete ein neues Gebot.

Um Herbert drehte sich alles. Er schwankte wie im Rausch. Erst jetzt kam ihm die Schmach und die Schamlosigkeit des Handels zu Bewußtsein. Um was ging es hier? Er fühlte: um mehr als das Bild seiner Mutter. Hier ging es um die letzte Reinheit seiner Seele, um das unberührte Heiligtum seines Herzens, um ureigenstes, tiefstes Wesensgut. Ja, um sein Menschsein ging das Spiel.

Lilo hatte sich dicht an ihn gepreßt. Sein Blick fiel in ihren, er schreckte fast zurück vor dem bösen Asudruck in ihren Augen. „Willst du mich noch mehr zum Gespött der Leute machen?" flüsterte sie. „Gib's jetzt auf!"

„Vierzig Mark," sagte Herbert, plötzlich ruhig.

Lilo bebte vor Zorn. Ahnte sie denn nicht, durch welche Qual man ihn jagte? Etwas wie eine Verwandlung ging in Herbert vor. Entsetzt erkannte er: diesem Weib gehörte seine Liebe? Zur Unkultur dieses Menschen wollte er sich herniederziehen lassen? Ihretwegen würde vielleicht seine Mutter gramvoll ins Grab sinken! — Ein triumphierendes Gefühl kam über ihn. Dieses Spiel war der Weg zu Sieg, Rettung und neuem Leben. Eine schicksalhafte Mahnung an sein besseres Ich.

„Fünfzig Mark!" bot der unentwegte Steigerer. „Hundert!" rief Herbert dagegen. Seine Stimme klang fest wie Befehl und Drohung: jetzt wage es keiner mehr! Nicht nur das Bild, sondern auch meine Seele will ich freikaufen.

Der Versteigerer zeigte schmunzelnd das Bild herum. „Siegerin!" sagte er.

Lilo sah aus, als wolle sie vor Scham und Zorn in den Boden sinken.

Da ertönte im Hintergrund neues Geheul. Evelyn Bauer hatte sich auch über die Aktentasche hergemacht und den Kinderkittel ausgewickelt. „Wollen wir auch die Babyausstattung unserer Freunde Herbert und Lilo versteigern?" kreischte sie. Lilo riß ihr das ärmliche Kittelchen aus der Hand, und, außer sich vor Wut, warf sie es Herbert ins Gesicht: „Du lächerlicher Trottel!"

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Herbert Kittel und Tasche und verließ das Haus. Demütigung und Enttäuschung brannten noch in ihm; zugleich aber spürte er beseligt, daß er aus einer bösen Irrung errettet worden war.

Korn.

Verblüht das Jahr, verrinnt die Zeit,
O Welt, o Traum, o Ewigkeit,
Es geht der Ernt' entgegen...
Es rauscht im Korn mit leisem Ton,
Verflammt ist schon der rote Mohn,
O reicher Erntesegen!

Du gelbes Korn im hohen Tag,
Wer deinen Sinn nur fassen mag?
Was bist du so ergeben?
Es reift bloß, was in Gluten stand,
Nur was vom Sonnenbrand durchbrannt,
Wird Schoß zu neuem Leben.

O Sommerkorn, o hohe Zeit,
O Welt, o Traum, o Ewigkeit,
O reicher Erntesegen!
Es bebt im Korn wie fromm Gebet,
In uns die Erde aufersteht,
Die Keime schon sich regen.

Aus: William Wolfensberger, Kreuz und Krone.

Der Engelwirt. 11

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Als er dann hin und her ging und das Wasser rundum immer größer wurde, überkam ihn eine abenteuerliche Aufgelegtheit und Raufluft, daß er die Zigarre im Mundwinkel, die Hände in den Hosentaschen wühlend, sich breit mit gespreizten Beinen hinstellte und gerade die Welt fragen wollte: „Willst was? her, wenn du was willst!!" — als die erste größere Woge das Schiff hob und senkte, den Engelwirt tückischerweise vier Schritte vorwärts, dann drei Schritte rückwärts und schließlich derb zu Boden riß. Erst suchte er die entfallene Zigarette wieder aufzuheben, aber gerade in dem Augenblick, als die dicken Finger sie fassen wollten, rollte sie auf der glatten Diele zwei Schritte weiter.

„Ei so verreck!" rief er ihr nach, dann erhob er sich auf die Beine, merkte zu seinem großen Verdruß, daß es immer noch auf und ab ging, machte ein paar mühsame Schritte nach einem Luftschachtrohr, um sich festzuhalten, fühlte zu gleicher Zeit eine eigenartige Wärme und Weichheit im Magen, und nach einer Sekunde heldenmütigen Widerstandes war sein vorbeugendes Frühstück umsonst gewesen. Er ließ sich steif zu Boden sinken, kümmerte sich nicht mehr um sich noch um die Welt und dachte nur ab und zu in seinem Elend: „O wär ich doch zu Haus geblieben! O — verdammt!" Nur einmal hob er sich mit großer Energie in die Höhe, stierte hoch aufgerichtet trotz allem Schwanken und tiefsinnig, als dächte er an Notsignal und Carpenterbremse, nach der fernen Stadt zurück, dann sank er mit überdrüssiger Miene wieder zusammen, blieb liegen und regte sich nur noch gemäß der Schaukelbewegung des Schiffes. Nach langer Zeit bemerkte ihn einer seiner Gefährten, riet ihm zu Bett zu gehen und half ihm hinunter.

Da lag er auf dem Strohsack in der Koje, die nicht größer war als eine Kommodenschublade, und wußte nicht, ob es im Magen, im Hals oder im Kopf am schlimmsten sei. Als ihn dieses Elend lang genug gewährt zu haben dünkte, schickte er den Steirerfranz, der ganz busper auf seinem Bette saß und Harmonika übte, zu Agathe und ließ ihr seinen Zustand vermelden; sie kam alsbald, mußte aber bei seinem jämmerlichen Anblick lachen und sagte, das nähme sie gar nicht wunder: wie sie ihn so wüst alles durcheinander habe hineinfressen und -saufen sehen, habe sie gleich gedacht, davon müßte ja einer auf dem festen Erdboden seekrank werden, wie viel mehr auf dem Schiff.

Das Geschwätz helfe ihm nicht, brummte er ärgerlich; dazu habe er sie nicht holen lassen, sie könne wieder abkommen, er wünsche ihr nur, sie würde auch krank.

Sie ging auch bald, und er dachte, so seien die Weiber! wenn der Mann nur schön für Geld und alles sorge, dazu sei er ihnen recht! wenn es ihm aber elend genug sei, ärgerten sie ihn auch noch und ließen es sich derweil wohl sein. Indessen schickte sie ihm die Flasche Magenbitter, an die er gar nicht mehr dachte und die ihm doch wenigstens Hoffnung auf Besserung gab, solange noch ein Tropfen drin war; denn da die Bewegtheit der See nicht nachließ, blieb er sterbenskrank und jämmerlich liegen, bis zum übernächsten Morgen.

Als er dann am dritten Tage nach kurzem, wohltuendem Schlaf aufwachte, fühlte er außer dem steten Zittern, das von der Maschine kam, fast keine Bewegung des Schiffes mehr, seine Uebelkeit war verschwunden, nur das Gehirn war wie zerschlagen und die Kopfhaut schmerzte, als sei sie ganz wundgerupft. Er stieg aufs Verdeck und blieb erschreckt stehen: unendlich dehnte sich nach allen Seiten das bläuliche Meer im flimmernden Spiel weicher Wellen. In der Nacht hatte der Dampfer das Mittelländische Meer verlassen und zog nun mit seiner unheimlich gleichmütigen, unbeirrbaren Energie durch den Atlantischen Ozean.

Der Engelwirt suchte die Agathe und fand sie an die Seitenwand des Kastells gelehnt neben einer Italienerin, die auch ein Kind an der Brust hatte, auf dem Verdeck sitzen und geduldig Wasser und Himmel betrachten. Sie war frischer und rosiger als je und hatte sich keine Minute unwohl gefühlt. Diesen Platz aber verließ sie außer zum Essen und Schlafen auf der ganzen Reise nur, um etwa die Delphine vorn ums Schiff tummeln zu sehen oder, wenn auf der andern Seite in der Ferne ein Schiff vorbeizog.

Dagegen war nun der Engelwirt, je wohler ihm wurde, umso eifriger hinter allem her, was es zu sehen gab, und bedauerte nur, daß die Mannschaft nicht Deutsch konnte, um ihm immer sofort Bescheid zu geben. Da sich Agathe, während er krank war, freilich ohne Worte zu verlieren, an eine junge Italienerin angeschlossen hatte, so kam auch er beim Essen in eine Gruppe Italiener; denn der Einfachheit wegen waren die Passagiere in Abteilungen von acht Personen eingeteilt, die gemeinsam ihre bestimmte Menge Speise und Trank erhielten und sich selbst darein zu teilen, auch selbst für ihr Geschirr zu sorgen hatten. Da so nicht nur die Speisen, sondern auch die Menschen ganz fremd waren, so fügte sich der verwöhnte Wirt leichter in diese Abfütterung, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre, ja, er setzte sogar einen Stolz darein, trinken zu lernen wie die Italiener, die das Rationsfäßlein von Hand zu Hand gehen ließen, indem es jeder hochhob und den, einem seitlich angebrachten Röhrlein entströmenden Rotweinstrahl geschickt mit dem Mund auffing; am ersten Tage wagte der Engelwirt dies freilich nicht, sondern füllte sich seinen Becher voll ab, übte sich aber, indem er alles, was er trank, mochte es Wasser, Wein oder Kaffee sein, sich mit einem Schnauzenkännlein eingoß, so eifrig, daß er es bald zu der gewünschten Fertigkeit brachte.

Anfangs war alles neu und wichtig und beschäftigte ihn vollauf: ein fliegender Fisch, der aufs Verdeck klatschte, die farbigen Laternen, die ein Schiffsjunge putzte, ein Segler, der in der Ferne auftauchte, wie ein zartes Feenwesen vorüberschwebte und versank, die Wunder des Maschinenraumes, die halbnackten, rußigen Heizer, nachts das Flimmern der Wellen, und er fühlte sich plötzlich so reich an neuen Erlebnissen und Erfahrungen, daß er sich oft an seinen Wirtstisch zu Hause versetzte und erzählend dachte, und sich ausmalte, wie all die Stubenhocker, Mund, Nase und Augen aufrissen und endlich den gebührenden Respekt vor ihm bekämen.

Als aber der kurze Aufenthalt an der Kapverdischen Insel St. Vincent hinten lag mit den das Schiff umwimmelnden Negerbooten, den schwarzen Schwimmern, die jeden Pfennig, den er ins Wasser warf, heraufholten, mit den ersten Kokosnüssen, Bananen und Mandarinen, mit den fremden Bäumen und Häusern am Strand, als der Dampfer wieder auf hoher See war, unablässig stampfte und dampfte und doch immer mitten in dieser ungeheuren Wasserkreisfläche blieb, da kam die Langeweile: bald hatten auch die paar Deutschen nichts mehr von ihrer Vergangenheit und ihren Hoffnungen zu berichten, und der Engelwirt lag wie die andern träg auf dem Verdeck herum, guckte ins Wasser oder in den Himmel, dachte wohl auch einmal, jetzt sei wohl zu Haus Rebenblüte; wenn nur auch gut Wetter sei wie hier auf der See! vermutlich regne es aber wieder, und er sei froh, daß er's nicht ansehen müßte; beneidete auch den Steirerfranz, der unermüdlich seine Ziehharmonika studierte und schon manches Lied und manchen Hopser übers Wasser hinklingen ließ, — und verschlief, nicht anders als das kleine Mariele, so manche schöne Stunde.

Neuntes Kapitel.

Endlich hieß es eines Morgens, in der Nacht oder nächsten Frühe würde der Dampfer in Rio de Janeiro sein, und nun hatte das Herumliegen keinen Reiz mehr, auch nicht der Hauptzeitvertreib, das Dambrettspiel, das einer mit einem Brettlein und Flaschenkorkstückchen hergestellt und dem Engelwirt für eine Flasche Bier verkauft hatte: nun wurde das Gepäck geordnet, des Zolles wegen sofort die neuen Kleider angezogen, nun wurde ungeduldig ausgespäht, ob nicht schon Land zu erblicken sei, hin und her gelaufen, wieder ausgeguckt und die Träume und Hoffnungen der einzelnen wieder besprochen wie in den ersten Tagen.

Der Steirerfranz, der schon spielte wie ein Alter, legte sein Instrument noch weniger aus der Hand als bisher, ließ Lustiges und Trauriges durcheinander ertönen und sagte zum Engelwirt: wenn er jetzt zu seinem Bruder käme, der in St. Paulo Sattler sei, dann würde er vor dem Hause hinstehen und ein Lied spielen, das jener immer gesungen habe: da würde der drin aufhorchen und sagen: „Schau, das muß ein Landsmann sein! Muß doch mal sehen, vielleicht kenn ich ihn." Am Ende würde ihn sein Bruder gar nicht erkennen, denn er sei noch ein Bub gewesen, als jener fortzog, und habe dunkleres Haar bekommen; dann aber, wenn er ihm sage, er sei ja der Franzl: was er wohl sagen würde!

Da beneidete der Engelwirt den armen Burschen, es wurde ihm angst vor dem großen, fremden Lande, in dem er nicht eine bekannte Menschenseele wußte, und was er früher in den Zeitungen gelesen und was er jetzt auf der Ueberfahrt gehört hatte über ausgeplünderte, betrogene und enttäuschte Einwanderer, fiel ihm wieder ein. Aber er tröstete sich doch bald damit, daß er ja nicht so ein dummer Bauer sei, dem man alles weismachen könnte, daß er sich ja nicht mit all den armen Teufeln von der Regierung hinschicken zu lassen brauche, wohin es dieser behage, sondern Geld genug habe, um eine gute Gelegenheit abzuwarten und sich anzukaufen, wo es ihm gefiele. Und die glückliche Stimmung und freudige Erwartung der Agathe, die alles Unebene, allen Harm zu Hause gelassen zu haben schien, steckte ihn an und trieb seine Zuversicht und Hoffnung bald wieder so hoch, daß er die Landung kaum erwarten konnte. Ja, die Hunde von Wallingen, die sollten einmal sehen, mit was für einem Staatskerl sie es verdorben hätten!

Noch spät in der Nacht, in der es stunden- und stundenlang goß, als hätte der Ozean nicht genug Wasser und als sollte das Schiff von oben her ersäuft werden, stieg er immer wieder aufs Verdeck und schaute unter dem schwer prasselnden Schirm hervor in die strömende, klatschende Finsternis hinein, ob er nicht endlich Lichter und Land sehen könnte. Das stille Fahrzeug aber teilte seine Erregung nicht und rauschte gleichmütig wie immer durch die Nacht. Spät erst kam der Mann zur Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Und was men in sym Früehlig lehrt,
Me treit nit schwer un het's emol,
Und was men in sym Summer spart,
Das chunt eim in sym Spöötlig wohl. J. P. Hebel.